



Inhalt: Modenbild nebst Beschreibung. — Ein furchtbarer Besuch. — An die Vögel, von Robert Hamerling. — Von Tag zu Tage, von Otto Noquette. — Im Neigen der Jahre (mit Illustration). — Aus der Polizeichronik von St. Petersburg. — Fatal! III. Ehestandsleiden, von Adolf Glashrenner (mit Illustrationen von Wilhelm Scholz). — Worte mit verborgenem Sinn, von Julius Rodenberg. — Der größte Louis Chéret. — Der Geburtstag des Burgtheaters, von Karl Neumann-Strela. — Die Hyacinthe, von Paul Sorauer. — Die Heizung mit Gas-Coaks. — Die Mode, von Beronika von G. — Im Volkston, von Fabian-Mathiel. — Nebus. — Gedanken einer Frau, von Ida Gräfin Pahn-Pahn. — Auflösungen der Räthsel-Ausgabe, Charade und des Nebus Seite 56. — Schach-Aufgabe. — Buch-

Beschreibung des Modenbildes.

Ein furchtbarer Besuch.

Fig. 1. Robe von dunkelblauem poulte de soie. Den unteren Rand des keilförmig und mit Schleppe geschnittenen Rockes garnirt ringsum ein Streifen von weißem Taffet, der in korallenähnliche Zacken ausgeschnitten ist; die Spitzen der unteren Zacken endigen je in einer kleinen runden Quaste von blau und weißer Seide, die Mitte des Streifens durchschneidet ein schwarzes Sammetband. Uebereinstimmende Garnitur an der hohen glatten Taille, welche hinten in einen aus zwei Patten bestehenden Schoof ausgeht.

Fig. 2. Balltoilette. Unterkleid von weißem Tarlatan, mit fünf Puffen des gleichen Stoffes garnirt, Ueberkleid von weiß und cerise gestreifter Seidengaze. Das Ueberkleid ist zu beiden Seiten durch ein Gewinde von 5 Cent. breitem cerise Taffetband und weißen Wachsperlen gerast. Eine Schärpe von weißer Spitze garnirt die ausgeschnittene glatte Taille, sie ist unter dem rechten Arm geschlungen, auf der linken Schulter durch eine Perle von Korallen gehalten, welche gleichzeitig zwei daselbst hochstehende weiße Federn befestigt. Cerise Rosen im Haar. Zur Vollendung dieser graziosen Toilette empfehlen wir einen Sortie de bal, in Form einer Beduine, entweder vom Stoff des Ueberkleides, von feinem Mull oder weißen Spitzen, in letzterem Falle mit einem Futter von cerise Taffet oder Crêpe. Auch arrangirt man häufig in den Falten der malerischen Spitzen-Beduine einzelne leichte Blumen, die mit dem weiteren Arrangement der Toilette harmoniren, ferner wird dieselbe oft mit kleinen Marguerites, Gold-, Silberstittern, Sternen, Halbmonden oder dergleichen übersät, wodurch die Toilette einen wahrhaft poetischen Zauber erhält. Jedoch nur düstigen Ballanzügen, deren Hauptbestandtheile Tüll, Crêpe oder Tarlatan sind, ist ein solcher Sortie de bal gestattet, während man zu einer schwereren Robe einen Umhang von Kaschmir oder Atlas, mit Guipürespitzen, Schwan oder Hermelin besetzt, wählt.

R.



Das Jahr 1860 verbrachte ich auf ärztliche Anordnung in der Bretagne. Ungefähr zwölf Meilen von der Stadt Quimper stand oder wahrscheinlich steht noch ein altmöbliches, ziemlich großes Gebäude mit steilem Schieferdach und einem Wirsal von Kaminen und Dachfenstern. Es hieß in der Umgegend sehr bezeichnend „das graue Haus“. In der That, grau genug war es — ein Herrenhaus mit der grimmen Melancholie und dem verzweifeltsten Stolz eines verarmten Edelmanns, der seine besseren Tage nicht vergessen kann; im Innern aber wunderbar bequem und wohnlich. Es stand mit der Fronte gegen Süden, inmitten eines Blumen- und Obstgartens, der freilich einer Wildniß sehr ähnlich sah. Derselbe grenzte an die Landstraße, die linkswärts sich hinzieht und dann in eine kleine Schlucht taucht, in deren Tiefe sich ein Dörfchen birgt. Dahinter steigen Wiesengründe wellenförmig an, bis wo eine Pappelreihe den Horizont begrenzt. Jenseits liegen Felder, niederwärtsreichend bis zu

den ewig wechselnden Sanddünen und den grünen Wässern des Canals.

Das Graue Haus war 200 Jahre alt und immer im Besitz einer und derselben Familie. Die gegenwärtigen Eigentümer aber zogen die Salons des frühlichen Paris ihrem stillen Abnensitze vor und hatten bei ihren nicht allzugroßen Einkünften lange schon einen Miether für das alte Haus gesucht. Da die Jahresmiete selbst für meine bescheidenen Verhältnisse als Maler mir nicht zu hoch erschien, zog ich ein. Zwar war allzuviel Raum für unsere kleine Familie, welche einzig aus mir und meiner Frau, unserem achtjährigen Töchterchen, meiner Schwägerin und zwei Mägden bestand. Aber wir ließen diejenigen Gemächer, welche wir nicht gebrauchten, unter Schloß und Riegel, während die anderen der seine Sinn der Frauen bald wohnlich und behaglich schuf.

Unser Leben im grauen Hause war so still und einsörmig, daß Viele es traurig genannt haben würden, allein für uns war es nicht traurig. Morgens beschäftigten wir uns in verschiedener Weise; meine Frau that sich in der Wirtschaft um; die Schwägerin unterrichtete unsere Lulu im Nothwendigen und Nützlichen, und ich malte. Die Nachmittage verbrachten wir meistens auf den Dünen; Musik, Schach und Lectüre erheiterten uns die Abende.

Ich hatte eines der besten Zimmer des Hauses zu meinem Atelier gewählt. Es war früher als Speisesaal benutzt worden und besaß gegen Norden ein breites Vogenfenster, dessen carreauförmige Felder mit Blei eingefast und in gewissen Zwischenräumen mit sich kreuzenden Eisenstäben vergittert waren. Hoch oben prangte das Familienwappen in buntem Glas. Im Stuhl der Zeit, aus welcher das Fenster stammte, ließ sich in der mittleren Partie desselben ein schmaler Flügel nach außen öffnen; aber der Haspen war schadhaft. Lulu hatte deshalb einen andern Weg ausfindig gemacht, den Fensterflügel von außen zu öffnen, nämlich mittelst eines gekrümmten Drahtendhens. Oft wenn ich vor der Staffelei saß, verließ die Kleine im Garten ihren Reif und wartete, ihr Mäuschen gegen das Fensterglas

brügend, auf ein Kopfnicken oder Lächeln als Einladung meinerseits, worauf sie mit dem Draht, der zu diesem Zweck in einer Mauernische immer bereit lag, sofort zu manipulieren begann, bis der Haspen nachgab und der Fensterflügel sich öffnen ließ. Fein säuberlich dann kroch sie durch die schmale Gitterklüfte ins Zimmer und stahl sich auf den Behen an meine Seite. . . . Zwei Thüren führten in diesen Saal, die eine vom Corridor, welcher durch das Erdgeschloß des Hauses lief, die andere von einer Ecke der Veranda, die zwei, drei Stufen hoch über dem Garten lag. Warum ich in meiner Schilderung so umständlich sein muß, wird aus dem Folgenden klar werden.

Das Bild, das ich damals in Arbeit hatte, malte ich auf Bestellung des mir befreundeten Grafen Greifenberg. Es knüpfte sich an eine merkwürdige Familienlegende, die sich in dem uralten Geschlecht der Greifenbergs seit Jahrhunderten weitererbt und von dem Einzelnen hartnäckig geglaubt und mit Empfindlichkeit vertheidigt wird. Ihr zufolge kündigt sich bedeutenden Familiengliedern der nahe Tod durch die Erscheinung des Familiengespenstes an. Aber das Besondere dieser Tradition ist es, daß sie jenes nicht etwa als weiße oder schwarze Dame in eigener Person, sondern nur seinen Refler in einem Spiegel erscheinen läßt; z. B. Greifenberg XL bindet sich in aller Seelenruhe vor dem Spiegel seine Gravate, da sieht er plötzlich in demselben das marmorblasse geisterhafte Gesicht einer Frau, das ihm über die Schulter blickt. Erschrocken dreht er sich um — Niemand; nichts hinter ihm, aber im Spiegel das räthselhafte Gesicht, dessen Nebenblick ihm das Herz versteinert, und das plötzlich dann verschwindet.

Der letzte Fall dieser Art sollte sich vor ungefähr acht Jahren im Schloß Greifenberg ereignet haben. Die älteste Tochter des Grafen befand sich am Vorabend ihres Hochzeitsabends allein auf ihrem Zimmer, um dies und jenes von ihrem Brautstaate zu prüfen. Es war ein schönes Mädchen, das nicht mehr als achtzehn Sommer zählte, mit großen braunen Augen, deren schweremüthiger feuchter Blick mich, ich weiß nicht warum, stets an ein altes Lieb von Heimweh und frühem Tod erinnerten. Eben wandte sie vor dem Spiegel sich eine Perlenkette ins Haar, da sah sie — oder richtiger, wählte sie zu sehen — im Spiegel ein zweites todtblaues Antlitz ihr über die Schulter blickend. Sie stoh zu ihrer Mutter, sank dieser mit der Kunde des entsetzlichen Gesichtes in die Arme und verfiel in ein hitziges Fieber. Acht Tage später war sie todt, ein Opfer des Aberglaubens.

Diese Familien-Episode diente meinem Gemälde zum Vorwurf. Im Staatszimmer des grauen Hauses fand ich einen großen alterthümlichen Standspiegel mit phantastischem Schnitzwerk, wie ich ihn für meinen Zweck nicht besser hätte finden können. Ich ließ ihn nach meinem Atelier schaffen, wo er denn die ganze Zeit über stand und, wenn ich nicht malte, mit einem grünen Vorhang zum Schutz gegen Staub überzogen war. Wenn ich arbeitete, ward er entschleiert, und meine junge Schwägerin nahm eine Stellung vor ihm ein, als wollte sie sich eine Perlenkette ins Haar winden. Das Gemälde schritt langsam vorwärts, denn das gespenstliche zweite Gesicht, das ich in dem Spiegel auf meinem Bilde anzubringen hatte, wollte mir nicht gelingen. Ward es mir doch schwer genug, das blass, schmale Gesicht der Comtesse auf der Leinwand festzubalten, während mir das runde, rosige, lebensfrohe Gesicht Laura's aus dem Glase entgegenlachte.

Ich pflegte früh, nicht selten vor Sonnenaufgang aufzustehen, einige Biskuits zu mir zu stecken und einen Spaziergang von zwei, drei Stunden zu machen. Und so hatte ich mich denn auch an einem Herbstmorgen erhoben, als der Himmel vom ersten Frühroth zu erglänzen begann. Leise ging ich die Treppe hinauf, öffnete die vordere Hausthüre und blieb einige Minuten stehen, um mit vollen Zügen die wohlthätige Morgenfrische einzuschöpfen. Wie ich so stand, kam mir der Gedanke, in meinem Atelier nachzugehen. Ich hatte nämlich Abends vorher die Thüre zur Veranda der Lüftung wegen weit geöffnet, weil ich eine Flasche mit Terpentin zerbrochen. Vor dem Schlafengehen vergaß ich, die Thüre wieder zu schließen, und wollte nun sehen, ob nicht eine Katze oder ein Hund Nachts sich eingeschlichen und unter meinem Malergeräth gewirrhelt habe.

Die Thüre von der Veranda in das Atelier befand sich im entgegengesetzten Winkel des Hauses, und so schritt ich denn langsam über den Rasenplatz, wobei mir zum erstenmal auffiel, daß das alte Gebäude im halben Frühlicht älter, grauer und verfallener aussah, denn zu irgend einer andern Zeit, selbst in der grellsten Mittagsbeleuchtung. Als ich an den Stufen der Veranda stand, sah ich überrascht die Atelierthüre geschlossen. Es war eine Thüre, welche, in einer Feder ruhend, sich von selbst ins Schloß schlang, und deutlich erinnerte ich mich, daß ich am Abend vorher durch einen vorgestellten Stuhl das Zufallen derselben verhindert hatte. Aber der Stuhl war verschwunden und die Thüre zu. Verwundert trat ich in das Gemach und ließ jene mechanisch wieder hinter mir ins Schloß fallen. In demselben Augenblick jedoch hatte ich mehr das Gefühl, als die Empfindung, daß ich mit irgend etwas, das nicht hierher gehörte, mit irgend etwas Schrecklichem, eingeschlossen. Ich wollte einen Blick um mich werfen, aber schon ward ich durch zwei große funkelnde Augen festgehalten, welche aus einer dunkeln Ecke mich anstarrten. Gleichzeitig sah ich auch den umgeworfenen Stuhl, den großen verschleierten Spiegel in der Mitte, meine Staffelei in der einen Ecke und Lulu's zerbrochene Puppe auf dem Boden, während die anderen Gegenstände, welche in dem weiten Saale entfernter von mir lagen, noch unbedeutlich und verschwommen erschienen, in dem Dämmerlicht, das träge durch die dicken Scheiben des alten Fensters kroch. Dann baunte mich jenes Augenpaar, und so furchtbar war dieser Bann, daß ich nicht meinen Kopf davon hätte wenden können, selbst wenn ich mein Leben damit gerettet haben würde. Unbeweglich blickten sie aus der Dämmerung mich an, mit einer solchen Wildheit, daß mir das Blut erstarre. Was kauerte in der düstern Ecke? Welchem Ungeheim gehörten diese Feueräber an? Ich ward nicht lange im Zweifel gelassen. Mit einem tiefen, dröhnenden, wilden Knurren richtete wellenförmig den riesigen Leib empor, duckte ausstehend zum Sprung und sprang mit einem mächtigen Satz auf mich — der Tiger. Ich stürzte, wie vom Wetterkeil getroffen, zu Boden, ein blutrothes Licht tanzte mir einen Moment lang vor den Augen und dann kam Todesfinsterniß über mich.

Nur langsam kehrte mir die Besinnung zurück. Sobald ich die Wimpern aufschlug, ja, wie mir schien, vorher schon fühlte ich einen schweren Druck auf meiner Brust, eine Last, deren Gewicht mir von Minute zu Minute zu wachsen und tödtlicher zu werden schien. Was konnte das sein? wo war ich gewesen, und was war mir begegnet? Ach, der Tiger! Ich erinnerte mich jetzt an Alles. Diese schreckliche Last auf meiner Brust war nichts mehr noch weniger denn die Riesentatze des Thieres, die es jetzt zurückzog, zur rechten Zeit noch, bevor ich ersticke. Im ersten halben Erwachen stöhnte ich leise und versuchte mich umzudrehen, aber kaum rührte ich ein Glied, als der Tiger, der dicht an mei-

ner Schulter lagerte, seine Tatze wieder vorwärts streckte und diesmal auf den rechten Oberarm legte. In demselben Augenblicke fühlte ich seine Klauen gleich eben so vielen Dolchen aus ihren Scheiden hervor und durch meinen dicken Jagdrock tief in das Fleisch dringen. Der Schmerz entriß mir wider Willen einen Angstschrei, den die Bestie mit einem dumpfen Gebrüll erwiderte. Dann verfiel ich zum zweiten Mal in Ohnmacht.

Mein armer gequälter Geist, als er sich mühsam wieder erhobte, erinnerte sich dieses zweite Mal sofort der ganzen Gefahr. Jeder Nerv, jede Faser in mir schien mir zuzuschnüren. Still! Ich war mir der Gegenwart meines Feindes bewußt, bevor ich die Augen öffnete; ich fühlte, daß jede zweite Bewegung mein Tod würde; ich lag da wie eine Leiche. Allmählich versuchte ich es, die Augen zu öffnen und meinen Feind und meine Lage schweigend zu beobachten. Der Tiger ruhte wenige Fuß von meiner rechten Schulter seiner ganzen Länge nach ausgestreckt, die eine Tatze etwas weiter vor als die andere, ohne Zweifel bereit, mich bei der geringsten Bewegung wieder zu packen. Es war ein mächtiges, vollständig ausgewachsenes Thier, prächtig gestreift, ein Thier, dessen Schönheit ich unter anderen Umständen hoch bewundert hätte. Alle vier, fünf Minuten gab er seinem langen Schweife einen leichten Schwung und ließ ihn mit einem dumpfen Geräusch wieder auf den Boden gleiten. So lag er da, mich durch die halbgeschlossenen Lider mit gelblichgrünen Augen betrachtend, unverwandt. . . . Zuweilen öffnete er seinen Rachen, und die Erinnerung an das furchtbare Gebiß, das dann sichtbar wurde, macht mich jetzt noch schauern. Hin und wieder legte er sich die Lippen mit seiner großen rothen Zunge, während seine Schnauzhaare zitterten, gleich denen einer Katze, die einen Vogel belauert.

Es war unterdessen heller Tag geworden, und soviel ich von dem Saale, ohne den Kopf zu wenden, sehen konnte, war Alles so, wie ich es gestern gelassen hatte. Der Tiger, der nur einer Menagerie entsprungen sein konnte, war ohne Zweifel, ein Obdach suchend, an unser Haus gelangt, wo ihn die offene Atelierthüre zur Einkleidung einlud. Er war hineinspaziert, hatte den Stuhl, der ihm im Wege stand, hinweggestoßen und sich aus irgend einer in den Winkel geworfenen Draperie ein warmes Lager zurecht gemacht, bis ihn mein Eintritt aufschreckte.

Anstatt nahe der Thüre zu sein, an welcher ich stand, als der Tiger auf mich sprang, fand ich mich jetzt in nächster Nähe der zweiten Thüre liegen, welche nach dem Corridor führte. Unmittelbar mir gegenüber auf der anderen Seite des Saales, dem Tiger im Rücken, war das breite alterthümliche Fenster, von dem ich oben gesprochen. In gerader Linie zwischen dem Tiger und dem Fenster stand der verschleierte Spiegel und verdeckte zum Theil das Fenster, so daß von der Stelle aus, wo ich lag, nur ein Drittel desselben sichtbar war. Die ganze Zeit über hatte ich mit Anstrengung aller meiner Sinne, mit Aufwand meiner ganzen Thatkraft Mitteln und Wegen nachgedacht, der furchtbaren drohenden Gefahr zu entgehen. Aber, ach, für mich schien keine Rettung mehr!

Schon war ich der Verzweiflung nahe, da — als ich den Blick noch einmal auf das Ungeheim richtete — da sah ich, und ein Schimmer von Hoffnung schlich sich in meine Seele, daß sich seine schrecklichen Augen geschlossen hatten. Der Tiger schlief; mit der einen Tatze dicht an meiner Schulter, um mich, falls ich zu fliehen versuchte, sofort zu fassen. Leicht und leise schlummerte er, wie etwa ein Mädchen, das, des Geliebten harrend, einnickt. Ich wagte nun, meine Augen weiter zu öffnen und erblickte, was mir meine Seele aufs Tiefste erschütterte und mir beinahe einen zweiten Schrei entriß, erblickte das leichenbasse, entsetzte Gesicht meiner Frau, das durch den vom Spiegel nicht verdeckten Theil des Fensters starrte. Ueber ihrer Schulter ward das nicht weniger erschrockene Antlitz Laura's sichtbar. Sie hatten meine gefahrvolle Lage erkannt, aber werden sie mir helfen können? Meine und meines Weibes Augen begegneten sich in einem langen innigen Blick. Die ihrigen sprachen beredt, als Worte es vermocht hätten, von Liebe und Erbarmen, mahnten mich, himmlischen Trostes voll, nicht zu vergessen, daß unser Weibers Geschick in der Hand des Allmächtigen ruhe, ohne dessen Wille kein Sperling zu Grunde geht.

Plötzlich flüsterte Laura meinem Weibe etwas ins Ohr und ein Strahl flog über das Antlitz Weibers. Dann warfen sie mir Handküsse zu und verschwanden mir auf eine Weise aus dem Gesicht. Auf eine Weise blos; dann kamen sie zurück, und Laura hatte Lulu auf dem Arme und zeigte ihr durch das Fenster den unglücklichen Vater. Als das Kind das große Thier mir zur Seite sah, wandte es sich erschrocken ab, umklammerte mit beidseitigen Armen den Hals der Tante und brach in Schluhen aus. Ein lautes Knurren des Tigers warnte uns Alle. Laura trug das Kind hinweg, aber mein Weib blieb am Fenster zurück, mit gerungenen Händen und durch das Gitter mit thränenlos verzweifelnden Augen auf mich blickend. Bald darauf kamen Laura und mein Töchterchen wieder; und Lulu, nicht länger erschrocken, sah jetzt durch das Fenster und lächelte und warf mir Kuffhände zu.

Eine oder zwei Minuten später entdeckte mein Ohr, das was jeder meiner Sinne in jener schrecklichen Stunde fast übernatürliche Schärfe besaß, einen leisen raschelnden Ton, den ich oft schon gehört hatte, nur daß diesmal das Geräusch leiser und vorsichtiger denn gewöhnlich war. Es war das Geräusch, das Lulu verurfaschte, wenn sie mit dem Draht von außen den Fensterflügel öffnete. So leis es aber war, spitzte der Tiger dennoch die Ohren und murzte drohend aufs Neue. Das Geräusch setzte auf einige Sekunden aus, dann begann es wieder, und diesmal hielt es die Bestie nicht mehr der Beachtung werth. Bald auch hörte das Geräusch auf; ob aber der Flügel nun offen oder noch geschlossen war, konnte ich nicht beurtheilen, da jener Theil des Fensters vom Spiegel gänzlich verborgen wurde. Aber selbst, wenn es ihnen gelungen, den Flügel zu öffnen, was konnte es mir frommen? Mit des Tigers höchstweiser Erlaubniß sogar hätte ich da hinaus mich nicht retten können, denn die Dämpfung war für mich viel zu schmal.

Mein Weib, Laura und das Kind waren nun sämmtlich fort, und ich war allein gelassen mit dem schlafenden Tiger. Tiefste Stille folgte, dann aber vernahm mein Ohr, das ängstlich nach irgend einem Tone lauchte, ein schwaches Rascheln in der Gegend des Fensters, so schwach jedoch, so ähnlich einem Klüften des Schweigens selber, daß ich unter gewöhnlichen Umständen es unmöglich hätte hören können. Aber auch der Tiger vernahm es, wengleich seine Augen noch geschlossen blieben und er noch fest zu schlafen schien. Ich sah es an einem leichten Zucken seiner Ohren.

Plötzlich gab es mir einen Stich ins Herz; ich fühlte, daß Jemand außer mir im Zimmer war. Zwar hatte sich kein Laut, kein Geräusch, außer dem besprochenen vernahmen lassen, dennoch erkannte ich jetzt, daß ich nicht länger allein war, erkannte es vermittelst eines feinen inneren Sinnes, vermittelst eines zarten geistigen Bandes zwischen mir und dem Eingedrungenen,

welches mir jetzt wie damals ein Geheimniß ist. Den Thier schien ein Ahnen zu wecken. Erst begannen seine Schnauzhaare lebhaft zu zittern, dann öffnete er halb die Lider und starrte mit seinen grüngelben Augen auf mich, mit wachsender Wildheit, in jeden Augenblick loszubrechen drohte, während sein Schnauzraslos Kreise schlug und aus seinen Flanken ein tiefes Gellen kam.

Mit halb geöffneten Augen horchte und harrete ich. Eins, ohne daß ein Laut mich vorbereitet hätte, sah ich eine leuchtweiße Hand und einen zarten weißen Arm hinter dem Spiegel sich vorstrecken. „Heiliger Gott!“ schrie es in mir, „das ist die Hand, der Arm meines Kindes!“ und meine Augen verfinsterten. Thränen und mein Herz stieß einen lautlosen Schrei zum Himmel auf, mein Kind zu schirmen und zu retten.

Als ich wiederum zu schauen vermochte, waren Hand und Arm verschwunden, die That aber, um daretwillen man das Gesekliche wagte, war gethan. Am Vorhang, der den Spiegel verdeckte, befanden sich zwei Messingringe, durch einen davon ba Lulu's kleine Hand eine dünne Schnur gezogen: in welcher Richtung, konnte ich nicht errathen, denn all mein Denken richtete nur darauf, daß Lulu sich retten möchte. Aber so vorsichtig geschick und tapfer war meine süße Kleine, daß nicht der leiseste Laut ihr Thun verrieth, bis sie — wie ich später erfuhr — sich an der Fensteröffnung, schon von der Tante emporgezogen, au glitt und am marmornen Fenstersims sich den Kopf so heftig stieß, daß sie unwillkürlich einen Schmerzensruf that. Kaum hatte der Tiger den Schrei, der mir durch Mark und Bein ging gehört, so sprang er mit einem Gebrüll empor, von dem das Haus zitterte, und gleichzeitig fühlte ich die Klauen seiner rechten Tatze in meiner Schulter, die er aber im nächsten Moment wieder zurückzog, um sich mit einem einzigen Schwung seines Riesentatze gleichsam an sich selbst zu schwingen, so daß er jetzt mit seinem Gesicht gegenüber dem Spiegel und Fenster stand, von woher offenbar Gefahr witterte.

Aber schon war Lulu gerettet, ich sah einen Schimmer ihres schneeweißen Gesichtes, wie die bretonische Amme vor dem Fenster draußen mit ihr hinweigte. Der Verdacht des Tigers wurde erwaht. Er begann mich zu umkreisen, von Zeit zu Zeit mit beschnüffelnd, wie unwillig darüber, daß ich mit geschlossenen Augen, so still und todtähnlich dalag. Plötzlich hielt er seinen Rundgang inne und duckte sich zwei, drei Schritte vor mir nieder und stieß in demselben Augenblick einen lauten, knurrenden Schrei aus, halb aus Wuth, halb aus Furcht. Die Schnur, welche Lulu am Ring befestigt hatte, war außerhalb des Fensters angezogen, der grüne Vorhang vom Spiegel weg gerissen worden, und das erstaunte Thier, beim Geräusch sich wendend, sah im Spiegel einen zweiten Tiger und einen zweiten Mann. Sehen und Handeln war Eins. Sein Schnauzraspenteichte ein, zweimal die Flanken, als er für einen Moment stand und den Eindringling auf seinem Gebiete betrachtete; dann krümmte er sich, mit eingezogenem Leib und schwelgenden Muskeln, zog er sich gegen die Thüre zurück, wie um sich selbst mehr Raum für den Schwung zu geben; dann jählings sein Leib zum Bogen krümmend, so daß die zähnefleischende Schnauz fast den Boden berührte, schoß er gleich einem Blitz gelben Licht über mich hinweg, gerade auf sein eigenes Spiegelbild los. In so gewaltig war sein Sprung, daß er mitten durch das Glas in das Holzwerk dahinter schoß und auf der anderen Seite zerbrach, blutend und, wie ich glaube, höchlich erschrocken herankam. Aber beim ersten Klirren des zerbrochenen Glases, bevor die Bestie sich von ihrem Schreck erholen konnte, ward die Thüre hinter mir blickschnell geöffnet, und stürzten meine guten Engel herein; ergrißen, hoben wie eine Feder und schwingen mich aus dem Zimmer, mit der übermenichlichen Kraft, welche in der Stunde der Gefahr selbst dem schwachen Frauenarme wächst. Das Ganze war das Werk einer Secunde, Laura Plan geklärt und ich gerettet.

Die Wuth des Tigers, als er sich um seine Beute betros, sah, war fürchterlich. Später kamen die Leute, aus deren Menagerie er Abends vorher anszubrechen gewußt hatte, ohne es in den ersten Stunden bemerkt wurde. Aus seinem Schminwinkel, wohin er sich, vom Rasen ermüdet, im Atelier zurückgezogen hatte, ward er durch den verführerischen Anblick eines Kindes, das man in einem eisernen Käfig festgebunden hatte, letzteren gelockt.

Ich lag lange krank darnieder, und es verging beinahe eine Jahr, bevor ich Pinsel und Palette wieder gebrauchen konnte. Narben der Tigerklaue aber werde ich wol Zeit lebens behalten.

[1350]

An die Vögel.

Zwitschert nicht vor meinem Fenster,
Liebe Vögelein;
Sucht euch eine andre Stelle,
Liebe Vögelein!

Setzt euch nicht auf Kertergitter,
Liebe Vögelein,
In der Seele des Gefangnen
Wekend Sehnsuchtspein.

Setzt euch nicht auf Grabeshügel,
Liebe Vögelein,
Höhnend mit der Lenzeskünde
Frierendes Gebein.

Singet nicht dem Angeliebten
Der so ganz allein:
Zwitschert nicht vor meinem Fenster,
Liebe Vögelein!

Robert Hamerling

Von Tag zu Tage.

Was dich bewegt in wechsellvollen Stunden,
Gefühl, Gedanke, Zweifel oder Frage,
Bewahr es dir in reiner Form gebunden
Von Tag zu Tage.

Dann siehst du, mocht' auch Irrthum dich gefährden,
Mocht' edler Wille halten ihm die Wage:
Wie du geworden, was dir bleibt zu werden,
Von Tag zu Tage.

Otto Roquette



Im Reigen der Jahre.

„Ja, seht mal, wie hoch mein Junge springen kann — viel viel höher, als sein großer Vater! so hoch wie die Stube — jetzt wie unser Haus — — und zu allerletzt wie der Kirchthurm!

„Nun aber ist's genug — morgen ist wieder Tanzstunde, — jetzt sei ein artiger Junge und tanze mit Deiner großen verständigigen Schwester weiter. Sieh nur, wie niedlich Dorchen mit ihrem Püppchen tanzt und wie hübsch sie dazu singt:

„Tanze, Püppchen, tanze,
Was kosten deine Schuhen?
„Laß du mich immer tanzen,
Du gibst mir nichts dazu!“

„Ist das eine leichtsinnige Person, diese Puppe — die möchte nur immerfort tanzen — zertanzt erst Schuh und Strümpfe — dann ihre armen Beine — und am Ende wachst noch ihren hübschen Porzellankopf!

„Ja, komm' her, lieb Häschen, und tanze mit mir und Püppchen — dann können wir so hübsch singen und tanzen:

„Ringel — Ringel — Reibe!
Wir sind der Kinder dreie,
Sitzt 'ne Frau im Holzerbusch,
Singt immer: Busch! busch!
— Setzt Euch nieder!“

„Geht das nicht prächtig? — Aber, Hans, reise ja nicht so sehr an Püppchens Arm, das kann sie nicht vertragen — Größchen hat ihr erst gestern mit vieler Mühe den Arm wieder eingeklebt, den Du ihr ausgerissen hast, und Größchen sagt, öfter läßt sich der Arm nicht annähen, er hält keinen Stich mehr aus! — So, Hanserl, nun muß Püppchen in ihr Bettchen gehn, sie ist vom Tanzen so müde geworden, daß sie nicht mehr auf ihren Füßchen stehen kann — — aber morgen tanzen wir drei wieder so hübsch und alle Tage bis wir groß sind, wie Vater und Mutter.“

Aber schon nach drei — vier Jahren hat Dorchen ihr liebes Püppchen vergessen — — das leichtsinnige Ding hat sich richtig seine Beine abgetanzt und den halben Porzellankopf dazu und Größchen hat ihr schließlich wieder den Arm ausgerissen und dabei entdeckt, daß sie anstatt Fleisch und Blut nur dumme Kleie im Leibe hatte. Hanserl machte sich ein großes Vergnügen daraus, die alberne Kleie über den ganzen Hof auszustreuen. So kann natürlich von Püppchens Tanzen nicht mehr die Rede sein.

Dore hat inzwischen auch innige Freundschaft mit Nachbars Andres geschlossen. Der ersetzt ihr das zu Schaden gekommene Püppchen vollständig.

Dore und Andres gehen zusammen in die Vormittagsschule zum Herrn Küster und spielen alle Nachmittage im Garten, auf der Straße oder in der großen Hinterstube, wo die Bretterstühle stehen.

Am Pfingsten haben alle Kinder der Küsterschule Vogelstischen und Abends einen glänzenden Kinderball in der ausgemieteten Schulstube.

Die Aeltern stehen draußen auf dem Hofe und schauen durch die offenen Fenster den tanzenden Kindern zu.

Dore trägt ihr weißes Kleid mit grünen Bändern besetzt und auf dem goldblanken Haar einen frischen Kranz von Immergrün und rothen und weißen Tausendschönchen.

Andres hat zu dem Feste eine föhliche schwarze Sammetjacke bekommen — es ist sogar eine Brusttasche darin — — ja, wohin alle der arme Junge auch sonst sein Taschentuch stecken.

Der alte Küster spielt auf seiner Violine die reizendste Geoselste. Unsere Kinder hüpfen und springen und chassiren nach den Beschränken — sie haben noch keine Tanzstunde gehabt, aber geht doch schon recht tapfer!

Dore tanzt am liebsten und meisten mit Andres — und Andres mit der kleinen hübschen Dore!

Wie ihre Wangen glühen — ihre Augen blitzen — ihre lieblichen Lippen lächeln; es giebt doch nichts Besseres, als einen lustigen Kinderball in der Schulstube, wenn die häßlichen alten Bänke und Tische — die einzigen Stacheln des Jugendbens — ausgeräumt sind — und der alte Küster statt des Tafels den Fidelebogen führt.

„Geht wirklich nichts darüber?
„Laßt nur einige Jahre vorüber hüpfen — dann —
„Liebe Dore, bist Du mir auch ein Bißchen gut geblieben,
sich von Hans fort war?“

„D, Andres — nicht ein Bißchen — nein, viel, viel mehr!“
„Weißt Du, Dore, wie mir jetzt so wunderbar um's Herz ist? — ich möchte immer so mit Dir tanzen — mit Dir ganz allein, meine Dore — durch's ganze Leben!“

„Das ist wunderbar, Andres — mir ist's ja grade ebenso um's Herz!“

„Ich hab' auf der Wanderschaft immer und immer wieder nur an Dich denken müssen, liebe Dore — und zuletzt ist mir dann jedes Mal das helle Wasser in die Augen gestiegen!“

„Andres, und ich hab's erst gemerkt, wie rechtschaffen gut ich Dir bin, als Du die zwei langen Jahre draußen in der Welt warst. Da that mir das Herz oft so weh, wenn ich daran dachte, daß Du unterwegs eine Andere finden könntest, die Dir lieber würde, wie Nachbars kleine Dore!“

„Meine liebe, liebe Dore! — und nun habe ich mein Meisterstück gemacht und Dein Vater baut mir am Markte ein Haus. Dore, wenn im Herbst die Aeltern und Georginen blühen, willst Du dann mit mir in das neue Haus ziehn — als meine liebe kleine Frau?“

„Lieber — lieber Andres!“

„Laß es uns gleich den Aeltern sagen!“

„Morgen, Andres, heute sind so viele Leute dabei!“

Und sie drücken sich heimlich die Hand und im Garten da blühen die Rosen und Lilien so wunderschön!

Und dann im Herbst, als die Aeltern und Georginen in voller Blüthe stehen, ziehen Andres und Dore in das neue stattliche Haus am Markte.

„Lieber — lieber Andres, glücklicher können wir doch wohl nicht werden auf dieser Welt?“

Dore hält ihren Erstgeborenen an beiden Händen — — o! wie lustig der prächtige Junge um seine glückliche Mutter herumspringt — er hat dieselben hellen, treuen Augen, das selbe sonnige Lächeln, wie sein Vater Andres, der da auf der Ofenbank sitzt und das ganz kleine Dorchen auf den Knien wiegt und die schönsten Tänze preist.

Das ist der Höhepunkt des Leben — die föhlichste Tanztour im Reigen der Jahre!

Gute Dore, du konntest also doch noch glücklicher werden! Die Jahre tanzen vorüber.

Andres und Dore sind alt geworden — — sie haben nicht immer auf lachenden Rosen getanzt — auch einzelne scharfe Disteln sind auf ihrem Lebensweg gewachsen! Innige Liebe und Gottvertrauen hat aber auch über die Disteln hinweggeholfen — — und heute ist die goldene Hochzeit von dem alten Andres und der alten Dore!

„Der Großvater!anz! Der Großvateranz!“

„Als unser Großvater die Großmutter nahm,
„War unser Großvater ein Besüßiger!“

Urgroßmutter Dore und Urgroßvater Andres tanzen ganz allein im Saal!

Ja, sie sind recht alt geworden und doch sehen sie jetzt beim Großvateranz — mit dem goldenen Kränzlein auf der weißen Urgroßmutterhaube und dem goldenen Strauß im Knopfloche des altmodischen Kleids — noch eben so glücklich aus, wie vor fünfzig Jahren im grünen Kranz und mit dem grünen Strauße.

Eine ganze Schaar von dankbaren glücklichen Kindern — jubelnden Enkeln und Urenkeln umringt das Jubelpaar — es ist ein föhlicher Sonnenuntergang für den alten Andres und die alte Dore.

Und dann — dann kömmt der Schnitter Tod mit seiner Sense und schneidet den Lebensfaden des alten Andres durch. Die alte Dore drückt ihm leise die gebrochenen Augen zu, faltet seine kalten Hände über der stillen Brust und dankt ihrem Gott unter vielen Thränen, daß Er ihr — und nicht dem alten hübschen Andres — das schwerste Erdenpäckchen aufgespart hat: allein übrig zu bleiben! Eine alte Frau weiß sich schon besser in's alte Witwenstübchen zu schicken, als ein alter, hilfloser Mann, und dann bittet die alte Dore den lieben Gott recht inbrünstig-kindlich, den alten Andres und die alte Dore recht, recht bald wieder zu vereinigen — dort, wo es keine Trennung mehr giebt; und als der Senkemann dann auch an ihr Witwenstübchen und an ihre verahmende Brust anklopft — wie kindlich-gläubig und heiter folgt ihm die alte Dore, ein Sträußlein Rosmarin in der erdenmüden Hand — — den letzten Schritt im Reigen der Jahre!

Aus der Polizeichronik von St. Petersburg.

II.

Der Taschendieb wider Willen.

Es lebte einst in St. Petersburg ein armer, ehrlicher, alter Beamter, schlecht und recht. Sein Lebensgang war so regelmäßig, als der Gang der großen Hauptuhr im Generalstab. Alle Tage begab er sich aus seiner bescheidenen Wohnung quer über den Trödelmarkt in sein Bureau und regelmäßig kehrte er nach sechsstündiger Arbeit auf demselben Wege wieder zurück. Seine Kleidung war sehr abgeschabt und sein Mützenhut hing an dem letzten Faden. Seine Töchter drangen so lange in ihn, bis er sich endlich entschloß, eine neue Hauptbedeckung zu kaufen, und da er grüne Mützen in einem Laden aufgestellt sah, trat er näher, um sich nach dem Preise zu erkundigen. Der Kaufmann wollte ihm aber keine von den grünen Mützen geben, da sie bestellt seien und bot ihm andere an. Indessen hatte unser Alter sein Herz einmal auf die grüne Mütze gesetzt. „Nun,“ sagte der Kaufmann, „wenn Ihr denn absolut wollt, nehmt sie, ich kann zur Noth schon bis morgen eine andere an ihrer Stelle anfertigen lassen.“ Der Alte erhielt also seine Mütze und erregte am nächsten Tage nicht wenig Aufsehen in seinem Ministerium. Alle gratulirten ihm lächelnd zu seinem Kauf. Nach ein paar Tagen, es war sehr heiß im Bureau, steckte er seine Hand in die Tasche, nach seinem Schnupftuch, um sich die Stirn zu trocknen, als er zu seinem Erstaunen einen schönen indischen Foulard hervorzog. Er zeigte das Schnupftuch seinen Kollegen und fragte sie, ob er nicht aus Versehen Jemandes Schnupftuch zu sich genommen habe? Aber niemand meldete sich. „Es wird eine Ueberraschung Eurer Töchter sein,“ meinte man. Der Alte ging nachdenklich heim. „Hört Kinder,“ rief er aus, „wer hat mir das gethan? Wollt Ihr mich auf meine alten Tage noch eitel machen?“ Seine Töchter jedoch wußten nichts von der Ueberraschung, riefen hin und her und meinten zuletzt, der Vetter hätte es gethan, der am letzten Sonntag da gewesen. Der Alte bewahrte das Tuch.

Am folgenden Tage, als er sich im Dienst an seinen Tisch setzte und seine Rockschöße dabei vorsichtig auseinander breitete, fühlte er etwas Hartes in beiden Taschen. Er fuhr hinein, und zog aus der einen eine goldene Uhr und aus der andern eine wohlgeputzte Börse. Jetzt stand ihm der Verstand still. Er überlegte hin und her und faßte einen plötzlichen Entschluß. Er war als der Pünktlichste zu allereerst gekommen. Niemand war im Zimmer. Er beschloß daher, von diesem Fund seinen Kollegen nichts zu sagen. Als das Bureau geschlossen wurde, ging er gerades Wegs zum Oberpolizeimeister und erbat sich eine geheime Audienz. Hier zog er Uhr und Börse hervor und erzählte auch die Geschichte mit dem Schnupftuch. Der Oberpolizeimeister ließ sich Alles genau berichten. „Sonderbar,“ rief er aus, „und nie zuvor ist Euch das passiert?“ „Niemals! Erst seit acht Tagen.“ „Habt Ihr in Eurer Kleidung irgend eine Aenderung seit jener Zeit vorgenommen?“ „Nein.“ „Denkt nach.“ „Allerdings, ich habe mir eine neue Mütze gekauft.“ „Sagt mir wie und wo?“ Der Alte erzählte den Hergang. Der Oberpolizeimeister lachte nun hell auf und rief: „Ihr armer, ehrlicher Mann, Ihr seid Mitglied einer Gaunerbande geworden! Merkt Ihr denn nicht? Die zwanzig Mützen von gleicher Form sollten der sauberen Bande als Erkennungszeichen dienen. Jeder von der Zunft sucht so schnell als möglich das gestohlene Gut einem Spießgesellen zuzuflecken. Ihr seid von ihnen für einen der Ihtigen gehalten worden. Wir sind Euch und dem Zufall großen Dank schuldig. Hier ist Geld, kauft Euch im besten Magazin eine andere Kopfbedeckung und bringt mir diese Mütze gleich zurück. Da ich hoffentlich morgen alle zwanzig in meiner Gewalt habe, so dürft Ihr Euch nicht der Gefahr aussetzen, mit abgefäht zu werden.“ Der Alte ging in ein Magazin, kaufte sich eine andere Mütze, wollte seine alte Mütze in sein Schnupftuch binden und zog zu seinem nicht geringen Erstaunen ein kostbares Spitzenstück hervor. Er eilte mit dieser neuen Beute zum Oberpolizeimeister, den das verzweiflungsvolle Gesicht des ehrlichen Spießbuben aufs Neue zum Lachen reizte. Die nöthigen Maßregeln waren inzwischen getroffen worden, ein paar Duzend Sicherheitsmänner betrachteten die Form der Mütze genau und mit einem Schlage in einer und derselben Stunde waren alle Besitzer dieses Zeichens ergriffen.

Fatal!

III. Ehestands-Leiden.

Ein Briefwechsel zwischen Eheleuten.

Von Adolf Glasbrenner.

Der Ehemann an seine Gattin.

Geliebte Louise und Gattin!

„Du, schöner als ein Mund Dich nennen kann!“

würde ich vielleicht sagen, wenn mir Shakespeare's Romeo nicht diesen Gedanken — unartiger Weise ohne Dich gesehen zu haben — weggeschnappt hätte.

„Wer hätte Dich gesehen und rühmte sich, er habe sie geliebt!“

würde ich vielleicht sagen, wenn es Schillers Don Carlos nicht zur Eboli sagte, während er eine Andere liebt!

„Du holdes Himmelsangehäug!“

würde ich entzückt wie Goethe's Faust ausrufen, wenn ich mich mit einem Namen von so zweifelhafter Vergangenheit auf eine Stufe stellen möchte.

„Anschuld und Grazie gehen ihr zur Seite, Und keine Tugend fehlt in dem Geleite!“

könnte ich Dir nachseufzen wie Moreto's Don Cesar der stolzen Donna Diana, wenn Du je so lieblos von der Liebe gedacht hättest wie diese Prinzessin.

„O Königin, o Herrin! Es ist die ganze Welt Nur eine dunkle Sklavin, Die Dir den Spiegel hält!“

würde ich, gleich Hafis seiner Suleima, Dir zuzuschauen, wenn Dich solche Ueberschwenglichkeiten leichtsinniger Dichter, von Deinem ersten Gatten gesprochen, nicht nothwendig beleidigen müßten. — Louise, ich würde Dir Alles sagen, was jemals in der Begeisterung der Liebe gesagt ist, wenn es Dich betriebligen und mir Ruhe verschaffen könnte, Ruhe meinem Herzen, das nach Dir schmachtet. Und was sind denn auch alle diese Julien, diese Eboli's, diese Gretchen, diese Dianen und Suleima's gegen Dich! Sie sind mit ihren großen Tugenden und Fehlerchen nur einzelne Weiber. Du bist das Weib. Ach, Louise! — Du bist meine Gattin! Fühlst Du, was ich in diesem Augenblicke fühle? —

Wenn Du aus diesem Eingange meines Briefes erkennst, daß ich Dich für vollkommen halte, so möchte ich die gute Gelegenheit benutzen, Dir einige fromme Wünsche zu Füßchen zu legen und um barmherzige Erdrührung zu flehen. Ich bin gezwungen, dies schriftlich zu thun, da Du, mein holdes Engel, so oft ich es mündlich unternahm, mit Einem dieser Wünsche vorzugehen, sogleich ... wie eine Rose blühstest, glühstest, und mir mit den allerzuckelhaftesten, mit unzählbaren Gründen den Beweis gäbst: daß es großes Unrecht von mir sein würde, mit einem zweiten Wunsche zu kommen. Louise, ich beschwöre Dich bei derjenigen Liebe, welche uns einst vereinigte und au fond au coeur unverändert ist: zerreiße diesen Brief nicht, um mir zu beweisen, daß ich keine Wünsche in Bezug auf Dich habe! Louise, es sind ja keine Vorwürfe, die ich Dir mache — wer kennt Dich und dürfte solche wagen? — es sind ja nur Wünsche, und Wünsche darf man ja selbst da äußern, wo man anbetet — selbst dem Himmel gegenüber! Ach, wie oft habe ich mir schon als Jüngling besseres Wetter, weniger Sturm, schönere Tage — wie oft schon gewünscht, daß ein plötzliches Gewitter bald vorüberziehen möge, und — Du bist meine

Frau geworden, und so ist mir der Himmel gnädig gewesen. Laß mich daher überzeugt sein, daß Du die nachfolgenden Wünsche, die ich ohne Ordnung, wie sie sich aus meinem Herzen brängen, niederschreibe — ebenso wie es der wirkliche Himmel immer thut — aufnimmst und Zuwörderst, himmli-

sche Louise, würdest Du mir das Leben verlängern, wenn Du Deine Kleider kürzen ließe. Ich würde dann nicht alle Tage den Verdruß haben, Dir darauf zu treten, und schuld zu sein, daß andere unglückliche Männer darauf treten.

Ferner wünsche ich, daß Du Dir Kleider kaufen mögest, die sich eignen: denn trotzdem ich zu Deinem Staatschätze von 80 bis 150 Kleidern alle drei Wochen vier neue Kleider-Anleihen machen muß, fehlt Dir für jede Gesellschaft, in die wir gehen sollen, und für jede Ausfahrt, die wir unternehmen wollen, zufällig ein Kleid, das sich zu diesem Zwecke „eignet“. Dieser eigenthümliche Uebelstand liegt mir so schwer auf der Seele, daß ich einstmals, als Du zufällig ein geeignetes Kleid für eine

viertel Stunden auf mich warten müssen; — bin ich, zwischen uns verabredet, um acht Uhr Abends zu einer Soiree angezogen, so läßt Du mir Ungebulbigen durch Charlotte oder Friedrich sagen, daß Du noch lange nicht fertig wärest, und auch gerade erst Schlag sieben Uhr vorüber sei, — und bin allein ausgewiesen und komme Abends um elf Uhr fünfzig Minuten nach Hause, so ist es bereits früher Morgen, und Du hast natürlicherweise aus Angst um mich noch kein Auge zugethan!

Louise, ein Ehemann, der das ganze Jahr über verheiratet ist, muß zuweilen, um sich geistig anzuregen und neue Lust und Kraft für seinen Beruf zu sammeln, Abends leiber ohne feierlich innig geliebte Gattin ausgehen und fern von ihr in Männergesellschaft atmen. Ich bin Dir dringend, Louise, wenn solche Nothwendigkeit eintritt und ich sie Dir verkündigen meinen Schmerz nicht noch durch zu erhöhen, daß Du in einem unaussprechlich schmerzlichen Gesicht, in welchem ein verhaltenen Anmuth zu voll Gleichgültigkeit abzustehen scheint, mich anblickst und ohne eine Silbe zu erwidern ein Buch in die Hand nimmst oder zur Thür hinausgehst. Ich bin Dir nicht mehr, Louise, dankbar, daß ich unter guten Freunden immer nur so beliebt bin, als es fern von Dir möglich ist; ja, daß ich Dich überhaupt nur verlaßt, weil das Wiedersehen so schön ist!

Wenn Du mir doch auch mein Engel, das Geheimniß desjenigen medicinischen Mittels verrathen wölst, welches Du vor einem theueren Ball oder tanzendem Thee gebrauchst! Es ist von der wunderbarsten Heilkraft. Wie oft warst Du schon schlecht, wie man zu sagen pflegt, daß ich zu unserm Hausarzt, wie man gleichfalls zu sagen pflegt, sagte: „Meine Frau gefällt mir gar nicht!“ Der Arzt prüfte Deinen Zustand, hatte auch die gewöhnliche Freundlichkeit der Aerzte, was zu verschreiben, wollest Du, sonst so einnehmendes Wesen, aber unberührt ließe. Nun kommt eine Einladung zu einem Balle. „Eine Empfehlung“, bestelle ich dem Bedienten, „es thäte uns herzlich leid, die Ehre und das Vergnügen abzulehnen zu müssen, da mein Gemahlin“ Schon während dieser wenigen Worte müdest Du Dein medicinisches Geheimniß angewendet haben, denn obgleich Du mir noch zehn Minuten mehrere Deine Krankheiten umständlich mit vielem Casente beschreibst, unterbrichst Du mich jetzt mit den Worten: „Nun doch! Ich bin allerdings etwas unwohl, aber ich hoffe, daß es sich bis morgen gegeben haben wird. Eine Empfehlung, und wir würden die Ehre haben!“ Und Deine Krankheiten waren jedes Mal sämmtlich verschwunden und vorzugsweise schwanden sie auf dem Balle selbst. Noch während der Hinfahrt versichertest Du mir immer: „Du fühlst Dich doch noch sehr schwach und würdest in keinem Falle besser als höchstens ... einige Mal tanzen.“ und mir ist kein Ball-Fall vorgekommen, daß Du auch nur Einen Tanz hättest an Dir vorüber tanzen lassen. Ich bitte Dich, zahle dieses Wesen, um dieses zauberhafte Mittel. Ich leide seit längeren Jahren an zwar nicht starken aber doch oft incommodirenden Kreuz-Schmerzen; vielleicht hilft Dir Remedium auch dagegen.

Bezüglich Deines Schmollens habe ich, so auffällig es Dir selbst sein mag, keinen Wunsch. Denn darin bist wahrhaft groß, und vor wahrhafter Größe haben sogar Ehemänner Respect.

Eine meiner dringendsten Bitten aber an Dich, Gattin, ist die: daß ich doch nicht immer so hübsig sein möge! So oft ich mir das kleinste Fädelchen gegen Dir erlaube, springst Du auf, stampfst mit den allerliebsten Füßchen und bist böse auf mich, daß ich immer gleich so hübsig bin. Ich muß mir Das durchaus abgewöhnen. Noch ein wenig Wochen war unzufriedener Ehe so sehr unglücklich! Du behauptetest, als wir eben ins Theater treten wollten, mir unterwegs Dein Perspectiv in Verwahrhaft gegeben zu haben, und ich war der Meinung, das Perspectiv nicht in meiner Tasche finden zu können. Aus dieser Differenz entspann sich, ohne daß ich weiter ein



Ehen werden geschlossen

Gesellschaft hattest, ich glaube es war vor vier Jahren, Dir in der unverhofften Freude darüber einen schweren kostbaren Stoff zu einem neuen Kleide schenkte, also auch in



diesem einzigen merkwürdigen Falle keinen Vortheil davon hatte.

Ferner, Louise, Sonne meiner Tage, deren Schirm ich bin — bei Allem, was außer diesen Kleidern Dir und mir theuer ist, bitte ich Dich: Dir einmal einen Sonnenschirm anzuschaffen, der erst am zweiten Tage entzweigeht! Ich sage das wahrhaftig nicht aus Knickerei; ich wünsche es, um diejenige unangenehme Spannung zu vermeiden, welche Deine Sonnenschirme jedes Mal zwischen uns hervorbringen. Ich kann es nun einmal nicht vermeiden, wenn der in der Sonne angekaufte Schirm noch vor dem Untergange derselben untergeht, das heißt verunglückt: „Ist es aber möglich!“ oder Ähnliches auszurufen, und Du bist dann mit vollem Rechte böse auf mich, da Du doch offenbar nicht dafür kannst.

Viertens bitte ich Dich, meine innig geliebte Gattin: mir eine richtig gehende Uhr zu kaufen. Seitdem ich das Glück habe, mit Dir verheiratet zu sein, habe ich das Unglück, daß alle Uhren, die ich mir kaufe, grundfalsch, bald vor-, bald nachgehen. Weibe ich Mittags nach meiner Uhr fünf Minuten über unsere bestimmte Speiszeit aus, so hast du bereits seit drei-





Wort sprach, eine Scene, in welcher Du gezwungen warst, mir hoch und theuer zu schwören:

- 1) daß sich kein einziger anderer Gatte so betrage;
- 2) daß ich Dir das Bischen Theatervergüßen nicht gönne, Dir, die Du ja sonst gar kein Vergüßen hättest;
- 3) daß ich mich nur wohl fühle, wenn ich mit meinen Zehbrüdern zusammen wäre;

- 4) daß ich in Deiner Gesellschaft niemals froh sei;
- 5) daß ich Dir noch niemals auch nur den kleinsten Wunsch gewährt;
- 6) Dich niemals geliebt hätte ... und
- 7) daß, wenn Du nicht so engelsanft wärst, die verdrücktesten Scenen aus solchem Streite entstehen müßten.



Ich bitte Dich, Louise, wenn ich wieder in ähnlicher Hitze bin, Dich ein Mal meinen Launen zu fügen und mir Recht zu geben. Das wird mich beschämen und — bessern.

Was das letzte Wort betrifft ... doch ich bemerke soeben, daß dieser Brief fast so lang wie Deine Kleider geworden und daher auch Dir das Malheur widerfahren könnte, darauf zu treten. — Die Briefform ist überhaupt zu knapp; ich werde die Fortsetzung meiner

Wünsche in einem dreibändigen Werke niederlegen und dasselbe allen glücklichen Ehemännern, meinen Schicksalsgenossen, widmen.

Mit dem Wunsche ... Dich, vollkommener Engel, recht bald wiedersehen, mich an mein Herz schmiegen und Dich an Dein Herz drücken zu können, verleihe ich bis zur dunklen Pforte jenes hoffentlich bessern Daseins

Dein Gatte.

Die Ehefrau an ihren Gatten!
Geliebter Kasimir und Gatte!



ein liebevoller Brief, Kasimirchen, hat mich in die heiterste Laune versetzt. Ich werde Dich nicht durch plumpe Schmeichelei beleidigen und Dir sagen: es sei der Werth Deines Briefes, dem er diese freundliche Aufnahme verdankt — zwischen Uns herrscht Wahrheit. Nicht nachdem ich Deinen Brief gelesen, war ich heiter, sondern vorher. Es ging mir damit wie mit so mancher angenehmen Erscheinung, bevor man ihren Inhalt kennt. — Und warum sollte ich auch nicht heiter gewesen sein, mein ferner Gatte? Ich war wohl; es peinigte, es ärgerte, es fränkte mich Niemand durch Unmuth und Vernachlässigung; das Wetter war frühlingssüß, das Haus ruhig — und zu alle dem noch ein Brief von Dir, dessen persönliche Ankunft ich schon zu erwarten hatte! Konnte ich mehr verlangen? Ich, eine von ihrem abwesenden Gatten so schön und reizend gesundene und brieflich so innig geliebte Gattin!

Aber meine heitere Laune wurde erst zur heitersten, als ich Deinen Brief aufschlug und ihn sechs gute Seiten (von Dir!) stark fand! Das war wirklich stark, und das gab mir die Ueberzeugung, daß Du, kranker Mann, der Du Deiner Gesundheit wegen die kostspielige Reise nach dem Rheine und der ... freien Schweiz ohne Deine Frau unternehmen müßtest, Dich schon auf dem Wege der Besserung befindest. Möchtest Du auf diesem Wege fortschreiten! Denn gänzlich hergestellt bist Du, wie der Inhalt Deines Schreibens beweist, noch keinesweges. Dein Kopfweh scheint auch nicht so leicht zu heben zu sein. Die vielen Frühstücke von elf Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, „die von Deinem Geschäfte unzertrennlich sind“, jene Dir mei-

stens so unangenehmen Nachtschwelegereien, zu denen Du durch die plötzliche, oft sehr überraschende Ankunft irgend eines reisenden Jugendfreundes, oder durch andere Convenienzen fort-dauernd gezwungen wirst, haben im Verein mit den anderweitigen Anforderungen Deines Berufes das Uebel sich viel zu tief einnisten lassen, als daß es durch den Rhein und die Schweiz — werden die dortigen guten Aerzte nicht noch Italien, das südliche Frankreich und Spanien verordnen? — sogleich binnen sieben kurzen Wochen gehoben werden könnte. Dennoch bleibt die Thatsache, daß Du Kraft und Lust gewonnen, an mich, die Du so liebst und mit der Du verheiratet bist, einen sechs Seiten langen Brief zu schreiben, ein Beweis Deiner Besserung. Gebe der Himmel, daß ich mich nicht täusche! Möchtest Du selbst aber auch dazu beitragen, und vor Allem Dein zärtliches Versprechen, wie manches andere, vergessen: die Fortsetzung Deiner Wünsche in einem dreibändigen Werke niederzulegen! Bedenke die kurzen Lebensstunden, welche Dir die Zeitungen und Broschüren, Deine Toilette, die vielen Frühstücke von elf Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, die von Deinem Geschäfte unzertrennlich sind, das Spazierenreiten, die Theater, das Phombre und die Dir meistens so unangenehmen Nachtschwelegereien übrig lassen, zu denen Dich die Convenienz zwingt ... und stehe ab von diesem literarischen Unternehmen! Wozu auch diese ungeheure Mühe, die Dich in den nächsten dreißig Jahren kaum zu Dir selbst, geschweige zu mir kommen ließe? Vielleicht findet sich in der genannten Zeit so viel Ruhe bei Dir und bei mir, Deine lauterer Wünsche wirklich laut, noch lauter als gewöhnlich, werden zu lassen. Es muß für Dich ein schönes Gefühl sein, Kasimir, der, wie Figura zeigt, mit Dir so eng Verbundenen, der zweitletzten Hälfte Deines herrlichen Ich's, Wünsche mittheilen zu können. Ach, daß ich solch Gefühl nicht auch haben kann! Daß Dich der Schöpfer so ganz ohne den kleinsten Fehler schuf, an den ich mich mit meinen „weißen Lilienhändchen“ (Brautzeit) anklammern könnte! Daß ich, die ich Dich Morgens so anziehend weiß, den ganzen Tag so unverbesserlich sehe, mit keinem Wunsche, nicht einmal mit dem kleinsten Tadelchen an Dich, mein Kasi, gelangen kann! Mir bleibt, um ein halbwegs ähnliches Wohlgefühl zu empfinden, nichts übrig, als Deine Vorzüge, Deine nicht zu zählenden Tugenden zu preisen. Und das will ich. Ich will alle Kraft meiner Phantasie zusammennehmen ... um Dich persönlich vor mir zu sehen, und Dir und mir das Entzücken zergliedern, zu welchem nur die Vollendung Deines Wesens hinreißt.

Zwörderst, Gatte, wach ein Ehemann bist Du! Es gibt keinen Zweiten von solcher Aufmerksamkeit. Nie störst Du mich in meinen Träumen von Glückseligkeit, mit denen mich das Schicksal für so Vieles entschädigt. Staat und Kirche — die Zukunft Deines Vaterlandes u. s. w. vergißt Du ... und befundest es als Dein höchstes Interesse, über welches Du eine halbe Stunde zu sprechen hast, wenn ich ein Taschentuch oder ein Buch in Deinem „Arbeits“-Zimmer liegen ließ, oder einen Schlüssel suche, oder der Friseur des Morgens so ungebildet ist, gerade dann mein Haar zu flechten, wenn Du mir Adieu sagen willst, oder die Suppe nicht ganz, wie Dir der Dienige sagt, nach meinem Geschmade ist, oder mir der Braten nicht munden kann, weil er eine Stunde auf Dich wartete und Du oft des Mittags, wenn Du von Deinem Geschäfte kommst, an Appetitlosigkeit leidest! Wie erzürnt äußerst Du Dich zu mir über Friedrich, unsern Diener, wenn Du ihn einmal vergebens ruffst, daß er meine Aufträge nicht schnell genug ausführt! Wie sehr ärgert es Dich, daß ich die zehn Mal gehörte Duvertüre einer italienischen Oper nicht genießen kann, wenn Du fünf Minuten früher zum Theater angekleidet bist, als ich! Zärtlicher, überzärtlicher Ehemann!



Und wie besorgt bist Du um mein weibliches Wohl, theurer Kasi! Da du weißt, daß ich mehrere dampfende Cigarren nicht vertragen kann, so verläßt Du, sobald einige Freunde uns besuchen, sofort mit ihnen das Haus und eilst nach einem entfernteren Orte, von welchem aus mich der Dampf nicht erreichen und incommodiren kann. Nachdem Dir der Arzt gesagt, wie schädlich mir Aergern ist, suchst Du mir jeden Verdruß zu ersparen. Habe ich einige Freundinnen zum Musicien geladen und Dich ersucht, nicht zu spät, wenigstens zum Souper nach Hause zu kommen und Dich den Damen zu präsentiren, so bleibst Du, lieber! lieber ganz fort, damit ich mich nur nicht über Dein Zuspätkommen ärgern soll. Lassen es Deine obenbezeichneten Geschäfte zu, mich zu einem Spaziergange abzuholen, so gehst Du so weit in Deiner Fürsorge für mich, zu Hause zu bleiben und plötzlich Zahnschmerzen zu haben, das heißt vorzuschützen, nur um mir einen ähnlichen Verdruß zu ersparen, wie ich ihn vor drei Jahren bei einer Morgenpromenade empfand, als Du in der Stadt lustwandeln wolltest und ich zum Thore hinaus wünschte. Mich nicht in Hypochondrie verfallen zu lassen, zu der das häufige Alleinsein führen könnte, hast Du mir einen Papagei gekauft, der immer „Racker!“ ruft und mich fortwährend an den lebenswürdigen Geber erinnert. Mache ich eine kritische Bemerkung über ein Buch oder Schauspiel, so gähnt Du, um die kritische Auseinandersetzung abzuschneiden und mich so vor nervöser Aufregung zu bewahren, und arrangirst Du eine Landpartie, Kasi, so geschieht es ohne Damen, da Du im entgegengekehrten Falle „Deine Louise“, wie Du mich in der Gesellschaft nennst, mitnehmen müßtest, und ich mich dabei leicht erkälten könnte.

Und wie besorgt bist Du auch, unvergleichlicher Gatte, um mein geistiges Wohl, um meine Bildung, um meinen Ruf! In unseren eigenen wie in anderen Gesellschaften drängst Du alle Schöngeistler, alle Capacitäten von mir fort, damit ich mich in Gespräch mit ihnen nicht blamire. Passirt mir eine geistreiche und witzige Bemerkung, so bin ich sicher, Dich mit beiläufig ein Gesicht schneiden zu sehen, weil Geist und Witz für eine solide Frau unschädlich sind. Frage ich Dich, wie mir ein neues Kleid, ein neuer Hut steht, so sagst Du jedes Mal, nach einem einzigen Blicke auf mich und mit einem Tone, drei Grad unter



dem Gefrierpunkte der Indifferenz: „Gut!“ und fügst zuweilen noch in zärtlicher Besorgniß für meinen Staatsdase hinzu: „Ist wohl theuer?“ Während mir Fremde Complimente über meine Toilette, über mein ganzes reizendes Wesen, über meinen Humor, über meinen tiefgefühlten Gesang, mein savoir faire u. s. w. machen, sagst Du, Kasi, mir niemals ein einziges Wort über die Lieblichkeit meiner Erscheinung, über die Feinheit meines Benehmens, den Reiz meiner Toilette u. s. w. — und während Du, Engel, oft recht gut bemerkst, mit welchem neidischen Auge mich diese oder jene gefallsüchtige Dame betrachtet, sprichst Du keine Silbe mit mir darüber: alles Das, um mich vor gefährlicher Eitelkeit, vor verderblicher Koketterie zu schützen. Aber diese kleine ethische Wirksamkeit ist Dir, dem in's Große und Ganze blickenden Manne, noch nicht genug! Du kennst das niedrige Vorrtheil der männlichen Welt, als seien Wir, die Frauen, das schwache Geschlecht. Was thust Du? Bei dem geringsten Leiden, das über uns kommt, geberdest Du Dich, als müßtest Du aus Deiner schönen Haut fahren, und läßt mich dagegen das Geschick mit Mühe und Würde tragen. Zerbreche ich ein Glas oder eine Tasse, oder vergesse irgendwo eine Mantille oder ein Halstuch, oder verliere ein Armband, oder es plakt mir ein Handschuh — so schlägst Du Deine Augen zum Himmel empor und schüttelst so ausdrucksvoll Deinen erhabenen männlichen Kopf, als sei das grausamste Schicksal über uns hereingebrochen. Hast Du zehn bis zwölf Louisdor im Spiel verloren, so wetterst Du in sehr häßlichen Worten über das „ruchlose“ Spiel, entsagst demselben, den Himmel zum Zeugen aufrufend, für immer und ewig, und bist am nächsten Abend noch verdrücklicher, wenn Du wieder ein ähnliches Sümmechen verloren hast. Und habe ich Dir unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit ein soziales Geheimniß, eine böse Anekdote von einer guten Freundin



oder dergleichen mitgetheilt, so vertraut Du dasselbe unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit noch am nächsten Tage in der Weinstube oder im Club einem Deiner Geschäftsfreunde, der es dann unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mehreren anderen Geschäftsfreunden mittheilt, und uns dadurch oft den peinlichsten Verlegenheiten preisgibt. So trittst Du überall dem Vorrtheile, als seien wir Frauen das schwache Geschlecht, ihsächlich entgegen, und machst also auch mich dadurch in der allgemeinen Achtung steigen.

Ferner zeichnest Du Dich, holber Kasi ... Bei diesen Worten läßt sich Frau von St. anmelden. Sie will mich in einer Stunde abholen, um eine Promenade durch die Gewölbe der Stadt mit mir zu machen. Ich muß mich ankleiden.

Lebe wohl, Engel! Nächstens fahre ich in der Zergliederung Deiner Vorzüge und Tugenden fort; willst Du bis zur Beendigung derselben auf Reisen bleiben, so siehst Du erst jenseits des Grabes wieder

Deine Gattin.

P. S. Trinke doch zuweilen ein Glas Wein, lieber Kasimir! Du glaubst nicht, wie stärkend und wohlthätig der Nebenjaß für die Gesundheit ist! Und erhole Dich ja von Deinen Geschäften!

[1444]



(Fortsetzung folgt.)

Worte mit verborgenem Sinn.

Die Entstehung der Sprache, die Bedeutung der Namen, ja der einzelnen Worte selbst in den verschiedenen Sprachen wird stets für uns ein Geheimniß bleiben. Die Bibel, dieses große Buch für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, deutet auf beide so wichtigen Momente hin, auf die Sprache und die Sprachen. Die letzteren läßt sie aus der Verwirrung des Menschengeschlechts beim Thurm-Bau zu Babel entstehen, mit der anderen den ersten Menschen begabt sein, sobald ihn Gott ins Dasein und Bewußtsein gerufen hat. Denn noch vor der Erschaffung Eva's führt er alle Thiere des Feldes und alle Vögel unter dem Himmel zu ihm, „daß er sähe, wie er sie nennete...“ Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen. Woher, wenn wir dem Ideen-gang der Bibel folgen, entlehnte er diese Namen? Ohne Zweifel aus der Natur selbst, die ihn umgab und die in den unarticulirten Lauten ihrer eigenen Bewegung, in jenen so mannichfaltigen Stimmen, die wir noch heute vernehmen, schon zu ihm redete. Diesen Lauten gab er eine Deutung, diese Stimmen suchte er zu erklären. Jeder Seufzer des Windes, jedes Rauschen in den Bäumen des Paradieses, das Brausen seiner entfernten vier „Hauptwasser“, ja der Ruf der Thiere, jede Note der Vögel, fügte seinem Sprachschatz ein neues Wort hinzu. Nun wurde das Weib geschaffen und eine neue Bereicherung der Sprache stand bevor, die Ausdrücke der Zärtlichkeit, das Wort: ich liebe dich! Nicht lange darauf kam ein anderer mächtiger Bundesgenos in der Bildung der Sprache, ein kleiner Fremdling an, welcher, noch ehe sechs oder sieben Monate verfloßen waren, ein neues Wort erfand: „Mam Mam“, ein Wort, welches im Verein mit dem zweiten Worte seiner Erfindung „Dad Dad“, nicht nur bis auf den heutigen Tag und bei allen Völkern des Erdballs seine Bedeutung beibehalten hat, sondern auch für alle die Grundlaide der Sprache geworden ist, welche sich seit 6000 Jahren darüber aufgebaut hat. Aber dieser junge Philologe war nicht nur selbst ein Erfinder, sondern auch die Ursache der Erfindung für Andere; denn wer jemals einer jungen Mutter zugehört hat, welche ihr erstgeborenes Kind liebkost, der wird nicht in Verlegenheit sein, diese unerhörliche Fluth zärtlicher Benennungen zu erklären, welche ganz originell, durchaus ohne Regel und System erfunden und doch überall fast gleich sind. Die Natur und die Kinderstube: dieses sind die beiden ewigen Geburtsstätten der Sprache, die beiden Commentare ihrer natürlichen Entstehung.

Nun aber kommt die Geschichte, die Erfahrung, die Religion, die Poesie, die Literatur, der Verkehr der Nationen und ihr gegenseitiger Austausch hinzu. Ein jedes von diesen idealen Gebieten der Menschheit, welches ihren Fortschritt bezeichnet, enthält auch eine Quelle der Bereicherung für die Sprache. Je mehr die Sprache von diesen neu erworbenen Schätzen der fortschreitenden geistigen und materiellen Bildung in sich aufnimmt, desto reicher wird sie. Die Sprache ist die große Schatzkammer der Menschheit, in welcher dieselbe die Tropfen jeder neuen Gebietsverbreiterung, jeder neuen Entdeckung, jedes ruhmvollen Feldzugs gegen die Unwissenheit früherer Geschlechter niederlegt. Der Mensch, heimgekehrt von seinen nächtlichen Streifereien am sternbesäeten Firmament, oder wieder emporgestiegen aus der Tiefe der Erde, fügt der Sprache ein neues, bisher unbekanntes Wort hinzu; die Arbeit des Chemikers wie des Denkers und Dichters, die Forschung des Reisenden in fremden Erdtheilen und die Fahrt des Weltumseglers auf fremden Meeren erweitert zugleich den Horizont der Sprache. Sie, anfangs eine kunstlose Hütte, zu nichts gemacht als dem ersten Bedürfnisse zu genügen, hat sich zu einem Palast erweitert voll stolzer Denkmale für jede That des Menschengeschlechtes.

Wie es nun aber nicht selten vorkommt, daß das Denkmal die That überlebt, das heißt daß die Erinnerung an die letztere schwächer wird, je mehr die Folgen derselben zu einem Gemeingut Aller geworden: so geschieht es auch in der Sprache, daß gewisse Worte, Redewendungen und Ausdrücke sich im täglichen Gebrauch erhalten haben, nachdem das Ereigniß, welches ihnen die Entstehung gegeben, oder die eigentliche Bedeutung, an welche sie anknüpfen, aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden sind. Dieses sind die „Worte mit verborgenem Sinn“, wie wir sie nennen möchten. Jedermann spricht sie; in jede Unterhaltung mischen sie sich, in jedem Buche begegnet man ihnen. Aber wie viele von denen, die sie gebrauchen, wissen ihre Meinung und Geschichte? Aus diesem Grunde haben wir geglaubt, daß es für unsere Leser und Leserinnen weder ohne Interesse noch ohne Nutzen sein dürfte, wenn wir ihnen einige der am häufigsten vorkommenden zu erklären unternehmen. Wir müssen dabei von vornherein auf Vollständigkeit verzichten. Es ist nicht möglich, sie mit einem Male zu erschöpfen; denn jeder Tag kann neue Mäthsel bringen. Aber unsere Abonnenten können uns dabei unterstützen. In der That haben mehrere von ihnen uns den ersten Anlaß zu diesem Veruche gegeben, indem sie uns briefliche Anfragen dieser Art verschiedentlich zusandten. Wir werden heute nur die Fragen beantworten, welche wirklich an uns gerichtet worden sind und welche wir zu diesem Zwecke seit längerer Zeit gesammelt haben; aber wir werden damit in gemessenen Zwischenräumen fortfahren, so oft das Interesse unserer Leser für den gemachten Vorschlag uns Anlaß dazu gibt. Wir machen keinen Anspruch auf wissenschaftliche Anordnung des uns vorliegenden Stoffes, sondern werden die Fragen ganz in der Ordnung beantworten, wie sie uns zugegangen sind.

Panik, panischer Schrecken: ist abgeleitet von Pan, dem Gott der Schächer in der griechischen Mythologie. Seine monströse Gestalt (er hatte Hörner, eine krumme Nase, spitze Ohren, behaarten Leib, einen Ziegenschwanz und Bocksfüße), verbunden mit einer furchtbaren Stimme, schloß den Schächern, Holzhauern und Wanderern, welche ihn durch die einsamen Wälder dahinbrausen hörten, oft einen plötzlichen, aber grundlosen Schrecken ein, und daher pflegt man noch heute „jeden unerklärlichen Schrecken, der plötzlich über eine Menschenmenge ausbricht und sie in stürmische Flucht treibt, einen panischen zu nennen.“

Sytophant, Schmarotzer, Schmeichler: bedeutet eigentlich einen „Nachweiser von Feigen“ und datirt aus der frühesten Zeit der griechischen Geschichte. In einer Finanznoth wurde nämlich ein Zoll auf Feigen gelegt, wodurch Viele sich veranlaßt sahen, ihren Vorrath an diesen Früchten zu verkümmern. Aber da ein Lohn auf die Entdeckung dieses Betruges ausgesetzt wurde, so fanden sich feiler Angeber genug, welche die Vorräthe ihrer Mitbürger ausspionirten und der Behörde nachwiesen. Diese nannte man daher „Sytophanten“, und ihr Name hat sich zur Bezeichnung der oben bezeichneten gleich verächtlichen Classe von Menschen erhalten.

Candidat, heißt eigentlich ein Mann, der in „Weiß“ erscheint, und bezieht sich auf die Sitte der Römischen Republik, daß Jeder, der sich um ein öffentliches Amt bewarb, auf dem Forum in weißer Toga auftrat, damit seine Mitbürger ihn sogleich

als „Candidaten“ erkennen möchten. Die weiße Toga ist lange verschwunden, aber das Wort „Candidat“ hat sich erhalten als Bezeichnung für Jeden, der sich um ein Amt, eine Stelle, eine Wahl etc. bewirbt. In diesem Sinne sagt man auch geradezu: „candidiren“, als Candidat auftreten.

Durch die Blume sprechen, auch sub rosa, wie es Goethe hat:

Wen'ge beichten gern in Prosa,
Doch vertraun wir oft sub rosa
In der Muse stillein Gai.

Die Rose war von dem Gott der Liebe (Cupido) dem Gott des Schweigens gewidmet; deshalb war im Alterthum die Rose das Bild des Geheimnisses. Es war aus diesem Grunde Sitte, bei festlichen Mahlzeiten über der Tafel eine Rose anzubringen, zum Zeichen, daß Alles, was an derselben gesprochen wurde, heilig zu halten sei. Auf diese Weise geschah es, daß der Ausdruck „unter der Rose“ (sub rosa) in Gebrauch kam.

Aprilnarren, Jemanden in den April schicken. Diese Sitte, welche Jedermann kennt, ist von sehr hohem Alter und findet sich bei fast allen Völkern in der einen oder anderen Gestalt. In England und dem skandinavischen Norden ist sie ganz wie bei uns. In Frankreich nennt man die Aprilnarren „Aprilische“ (poissons d'Avril); in Portugal ist der dieser Sitte gewidmete Tag der Sonntag und Montag vor Achermitwoch, und sogar die Hindu's amüsiren sich auf ähnliche Weise am 31. März. Doch ist der Ursprung dieses Gebrauchs, wenn nicht ein germanischer, so doch jedenfalls ein christlicher, eine symbolische Darstellung des spottvollen Hinz- und Herschickens Christi von Hannas zu Kaiphas, von Kaiphas zu Herodes. Möglich, daß auch ein ganz naturalistischer Grund dabei mitgewirkt hat, nämlich das launische Aprilwetter, welches ja so Manchen schon, der mit Sonnenschein ausging, mit Regen und Schnee wieder heimgeschickt hat.

Palast. Dieser Name, welcher jetzt jedes fürstliche oder vornehme Gebäude bezeichnet, führt uns zu den sieben Hügeln von Rom zurück. Dort, an dem Tiber, hieß einer dieser sieben Hügel: „Collis palatinus“, der Hügel selbst war so genannt nach Pales, einer Schächergöttin, deren Fest jedes Jahr am 21. April, dem Geburtstage Roms, gefeiert ward. Auf diesen Hügel, dem palatinischen, welcher die ersten Spuren der nachmaligen Größe Roms in seinem Namen bewahrte, erbaute in späterer Zeit der Kaiser Augustus seine Wohnung, und Tiberius folgte seinem Beispiele. Unter Nero mußten auf dessen Befehl alle Privathäuser an palatinischen Hügel niedergebissen werden, um für seine kaiserliche Residenz, das goldene Haus, Platz zu machen, welches fortan, nach dem Orte, an welchem es stand, Palatium genannt und das Vorbild der Paläste aller folgenden Könige und Kaiser in Europa wurde.

Wir wollen zum Schluß eine kleine Zahl von Haushalts- und Wirtschaftsgütern zusammenstellen, welche ihre Namen dem Orte verdanken, von welchem sie zuerst zu uns gekommen sind, nämlich: Calico, das bekannte Baumwollzeug, von Calicut, einer Stadt in Ostindien, dem ersten Hafen, welchen europäische Schiffe 1498 besuchten und der erste Ort, wo dergleichen Waare verfertigt wurde; Damast von Damaskus in Syrien; Muslin von Mosul in der asiatischen Türkei; Tabak von Tabaga, einer Insel im Meerbusen von Panama; Kaffee von Kaffa, einer Hochgebirgslandschaft in Abyssinien, die erste Heimat des Kaffeebaums; Corduan, das feine Leder, von Cordova in Spanien; Sherry, der herrliche spanische Wein, von Xeres, und Portwein, Wein von Portugal.

[1441]

J. R.

Der größte Brillant.

Den ersten Riesen unter den Diamanten hat die Welt in der großen Ausstellung von 1851 in London als Koh-i-noor kennen gelernt; der größte Brillant aber scheint sich ziemlich versteckt unter den Schätzen der holländischen Krone zu halten. Es ist der sogenannte „Regent von Frankreich“ und er wiegt 136 1/2 Karat. Er wurde von einem indischen Baria gefunden, der damit nach Madras floh. Hier lodete ihn ein englischer Capitain auf sein Schiff, entriß ihm das Kleinod und stürzte den Beträuber ins Meer, worauf er den Brillanten an einen indischen Juwelier für 1000 Pfund Sterling verkaufte. Dieser machte den Gouverneur Pitt, der ihn für mehr als 12,000 Pfund kaufte, damit unglücklich, da derselbe von nun an immer Mord und Raub fürchtete. Er wagte nie, zweimal in demselben Hause zu schlafen, auch in England nicht. Endlich erlöste ihn der Regent von Orleans (1717) von dem Uebel und kaufte ihm den Stein für 135,000 Pfund ab. Im Revolutionsjahre 1792 wurde der „Regent“ mit anderen bourbonischen Schätzen gestohlen. Da aber die Diebe kein Geld darauf bekamen, schenken sie ihn dem Magistrate von Paris, aus dessen Händen er in den Besitz Napoleons überging, welcher ihn für eine enorm hohe Summe an die holländische Regierung verkaufte. Diese Summe war es, welche den Weg zu Napoleon's künftiger Größe bahnte; der Stein selber aber, der so viele Wanderungen durchgemacht, der Kaiser und Könige steigen und fallen sah, liegt noch heute unbeweglich da, wo ihn Napoleon's Hand niedergelegt. Es ist der vollkommenste Brillant und in Gestalt und „Wasser“ ohne Gleichen. Wieviel er wol werth sein mag? Der Preis gewöhnlicher Brillanten wird in der Regel so bestimmt: Man multiplicirt die Zahl der Karate, die ein solcher Stein wiegt, mit sich selber und diese Zahl mit dem Marktpreise eines Diamanten von 1 Karat Gewicht. Der Preis eines letzteren ist jetzt etwa 50 Thaler. Somit würde ein fünfkaratiger Stein 5 x 5 = 25 x 50 = 1250 Thaler kosten. Ein Karat wiegt 3/4 Gran.

[1431]

H.

Der Geburtstag des Burgtheaters.

Musik, Tanz, Gesang und Hanswurstiaden an allen Ecken und Enden Wiens. Hier opera seria, hier opera buffa! Hier französische Komödie, hier Ballet! Hier Prehauser, hier Stranitzky! — Das waren die großen Schlachtrufe, welche nun schon seit geraumer Zeit, einen hohen Adel und wohlgenährtes Publikum mehr beschäftigt hatten, als das Wohl und Wehe der eigenen Familien. Ja fürwar, ganz Wien war auf den Kopf gestellt. Wo Demoiselle Duchenois und Signora Verbotti sich nur blicken ließen, blieben die Männer stehen und seufzten „O!“ und „Ach!“; wenn nur Einer die Behauptung wagte, daß Mademoiselle Libertin's Füßchen doch ein wenig größer als Tauben-eier seien, erhielt er mindestens zehn Forderungen aus Degen; und sobald einem Fräulein die Aeußerung entglüpfte, daß Prehauser's Witze ohne Zweifel weit pikanter als die Stranitzky's wären, konnte es sicher darauf rechnen, sich ein Duzend Freun-

dinnen und Feindinnen mehr gemacht zu haben. Theater und abermal's Theater! für nichts weiter hatten damals die Wiener Sinn. Entweder man wollte deutsche Späße belachen oder sich an französischer Komödie und italienischem Klingklang und Sclieder-verenigung weiden, jedoch für die deutsche Muse, welche mit ernstem Wort in die Scene trat, hatte man keinen Sinn. Ein Theaterprincipal Namens Koch kam damals nach Wien. Er schlug auf der Wieden seine Bude auf und rückte mit Gottschalk, mit Schlegel und Cronnegg ins Feld; doch was geschah? Seine Bude blieb leer, er ward ausgelacht.

Aber Einer war da, und der lachte nicht. Weinen hätte er mögen und unablässig lautete er auf die Stimme in seinem Herzen: „Es muß anders werden!“ und Tag und Nacht fragte er sich, wie es besser werden könne. Dieser Eine war Kaiser Joseph. Die ganze Welt preist seine Thaten, doch wahrlich, schon dieses Mitleid mit der verhöhten deutschen Muse wäre hinreichend gewesen, ihm den Kranz der Unsterblichkeit auf's Haupt zu brücken.

Einmal erhob er sich mit sorgreiferem Anlitze vom Lager. Sogleich trat er in sein Arbeitskabinet und gab Befehl, nach den Fürsten Rhevenhiller, seinem Obersthofmeister, zu senden. Dieser eilte in die Burg.

„Lieber Rhevenhiller,“ redete der Kaiser ihn an, „ich hätte in dieser Nacht einen seltsamen Traum. Mir träumte von der italienischen Oper, der französischen Komödie und von Prehauser's und Stranitzky's Späßen. Ich vernahm den Jubel der Wiener, aber plötzlich —“

„Plötzlich —“ fiel der Obersthofmeister mit erwartungsvoller Miene ein.

„Verstummt das Entzücken,“ fuhr der Monarch fort. „Denn von einem Adler getragen, einen Blitz schwingend, kam ein Mann daher, und da mit einmal flogen die Italiener und Franzosen und Spagmacher zur Stadt hinaus. Der Name dieses Mannes ist — Lessing!“

Nur mit Mühe vermochte Rhevenhiller ein Lächeln zu unterdrücken. „Majestät, es ist in der That höchst komisch, wie Einem die Träume mitspielen können. Ein Mann die Lieblinge des ganzen Wien vertreiben! Ja, ja, jetzt entfinne ich mich des Herrn Lessing; er ist ein Gelehrter, den Ew. Majestät auf seiner Reise nach Italien zu empfangen geruhen.“

„Und welcher ein Gelehrter, welcher ein Dichter! Kennen Sie seine „Dramaturgie“? Haben Sie „Minna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“ gelesen? Jedes Wort darin ist Gold! — Gleichviel,“ sprach er mit erhobener Stimme weiter, „ich fühle, daß Sie im Innern lachen, aber ich versichere Sie, Fürst, daß ich durchaus nicht in der Laune bin, Scherz zu treiben. Das Weinen ist mir näher. O mein Gott, auf welche Irrwege sind meine lieben Wiener gerathen! Wir haben vergessen, daß wir Deutsche sind! — Lange sann ich nach wie wieder ein anderer Weg einzuschlagen, wie die Pforte zum Besseren zu finden sei. Ich tappte unschlüssig hin und her. Aber jetzt mein Traum — wahrlich, er ist ein Wink von oben!“

Rhevenhiller traute seinen Ohren nicht. Durch das Bogenfenster stübete ein Sonnenstrahl und über Joseph's Züge. Sein Auge flammte, auf seiner Lippe saß Begeisterung. „Deutsch sei die Kunst und kusch wie der junge Tag,“ rief er und jedes Wort fiel hart wie ein Schwertschlag. „Ist die Bühne da, um Possen darauf zu treiben, um schönen Weibern und Männern zur Ausführung ihrer Kunststücke zu dienen? Nein, lieber Fürst, ich sehe die Bühne als ein Mittel zur Bildung der Nation an, ich habe Lessing's „Dramaturgie“ nicht umsonst gelesen. O, bald muß es anders werden, bald müssen sich deutsche Sprache, deutsche Sitten, deutscher Geschmak und deutsche Kunst wieder aus den Trümmern erheben!“

Rhevenhiller glich einer Säule von Stein! Die Arme über der Brust gekreuzt, durchmaß der Monarch das Kabinet. „Vernehmen Sie jetzt meinen Entschluß. Ich befehle hiermit, daß das Theater nächst der Burg zu einem Hof- und Nationaltheater erhoben werde und daß von nun an nichts als gute Originale und zuweilen auch wohlgerathene Uebersetzungen aus anderen Sprachen darin aufgeführt werden sollen. Handeln Sie danach, lieber Fürst. Sehen Sie sich nach tüchtigen, gebildeten und talentvollen Schauspielern um. Die Eintrittspreise müssen mäßig sein, es sollen alle Stände an dem Vergnügen eines guten Schauspiels theilnehmen dürfen — doch später mehr darüber. Gehen Sie.“

Allmählig erwachte der Obersthofmeister aus seiner Erstarrung und mit erhobenen Händen wagte er auszurufen: „Ich stehe zu Ew. Majestät Befehl, aber all mein Bemühen wird vergebens sein. Weber Adel noch Bürgerhaft suchen im Theater Belehrung, Erbauung, sondern nur —“

Indes der Kaiser winkte zum Abschied: „Mich verläßt die Hoffnung nicht, ich haue selbsten auf meinen Traum!“ ...

Also ward am 17. Februar des Jahres 1776 das Burgtheater eröffnet. Ueberall spöttische Blicke und mitleidiges Achselzucken; Prehauser und Stranitzky machten ihre Witze darüber. Fast keine Loge war verpachtet, und die Menschen, welche die bloße Neugierde hineintrieb, waren sehr leicht zu zählen.

Am keinem Abend schloß Kaiser Joseph in seiner Loge. Er war beständig der Erste der kam, der Letzte der ging, und von seinem Anlitze schwand die Hoffnung nicht. Unablässig sprach die Stimme in seiner Brust: „Dein Traum ist von oben gekommen!“

Rhevenhiller's Augen hingegen blickten immer hoffnungslos. Er dachte an die Kosten und an die Schauspieler, die nächstens die Luft verlieren würden, vor leeren Bänken zu spielen. Einmal trat er seufzend in des Kaisers Loge und sagte: „Es hilft alles nichts, die Leute kommen nicht.“

Da sprang Joseph vom Sessel empor, da schwebte es wie ein goldener Schein über seine Stirn, da rief er mit Donnerstimme: „Nur so zu, nur so zu, sie werden schon kommen!“

Und siehe da, sie kamen! Bald verwandelte sich die Neugierde in Theilnahme, und endlich ward Enthusiasmus daraus. Man belagerte die Thüren des Burgtheaters, man schlug sich förmlich um die Plätze. Wie Neue, wie Scham überkam es die Wiener, und die deutsche Muse durfte sich die thränen-schweren Augen trocken und wieder lächeln. Jetzt begriff man es selbst nicht, wie man sich nur so weit habe verirren, wie man je Hanswurstiaden und italienische Triller der deutschen Kunst habe vorziehen können.

Klopstock's „Tod Adams“, Schlegel's „Dido“, Gottschalk's „Cato“ und die Meisterwerke eines Molliere und Racine wurden mit Beifall begrüßt; aber als die unwirgen Dichtungen eines Lessing über die Bretter gingen, da kannte der Jubel keine Grenzen. Und da erfüllte sich des großen Kaisers Traum. Als habe sie der Blitz des Genius getroffen, so verfiel flogen die Italiener und Franzosen zur Stadt hinaus, und Prehauser und Stranitzky eilten dorthin, wohin sie gehörten: in die Vorstadt.

Mit Stolz aber wird noch heute im ganzen Deutschland des Burgtheaters gedacht, dessen Geburtstag der 17. Februar des Jahres 1776 ist.

[1446]

Karl Neumann-Strela.

Wirthschafts-Plaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

Seife zum Waschen und Bleichen gebräuchter Strohhüte, Wolle...

Das Bläuen der weißen Wäsche. Eine Auflösung des im Handel...

Meerrettig aufzubewahren. Wenn man Meerrettigwurzeln, welche...

Currypowder (Nagoutpulver). Dieses ist eine feine und sehr wohl...

Neues Reinigungsmittel für Wäsche. Vorax wird von den Ameri...

Gedanken einer Frau.

Von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zusammengestellt von S. v. S.

Dieser Kopf, der über einer mit Schwan besetzten Mantille schwebte...

Ihre Augen sahen ihren Gegenstand fest an, wie mit einer sicheren Hand...

In Dresden gefiel es ihr über alle Erwartung; da war doch endlich etwas...

Der starke Mann fürchtet nicht, zu der Geliebten emporzublicken, er fühlt...

Ich möchte gern von meiner Frau glauben, daß sie vom Himmel für mich...

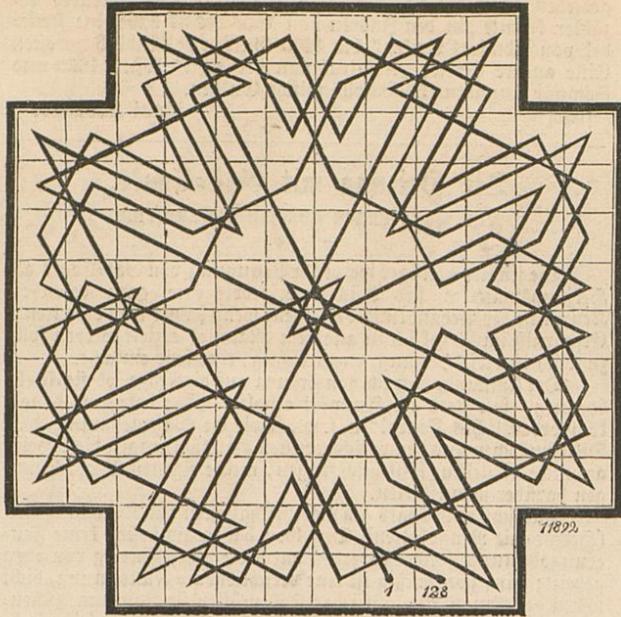
Ertrabaganten sind nicht als die Glorie, sondern als die Ausgeburt des...

Es war etwas Unergründliches, Geheimnißreiches und Einfaches in ihr...

Ein großer Mann, schlank und dunkel wie eine Lanze, vom Scheitel...

Ich glaube nicht, daß der Zauber des Genies sich auf die persönliche...

Schlüssel zur Auflösung der Rätselsprung-Aufgabe Seite 56.



Auflösung der Rätselsprung-Aufgabe Seite 56.

o alte Zeit, du gute Zeit! Man ruft nach dir mit Herzeleid...

Der Vater sagt es so zum Sohn, Großvater sprach's zum Vater schon...

o gute Zeit, du alte Zeit, o Lust, o Glück, o Herrlichkeit...

Doch glaub' ich fast, nie kam sie, nie, Sie ist ein Kind der Phantasie...

[1434]

Hermann Klehe.

Auflösung des Rebus Seite 56.

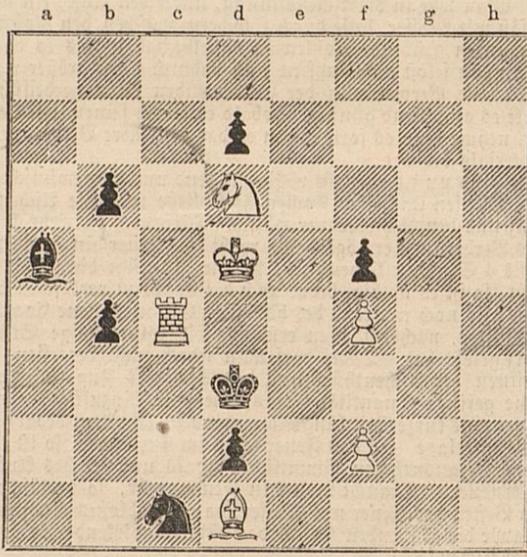
„Das Kind sagt nichts, was es nicht zu Hause hörte.“

Auflösung der vierstübigen Charade Seite 56.

„Regelmäßig.“

Schach. Aufgabe Nr. 11.

Von L. v. Bilow in Straßund.

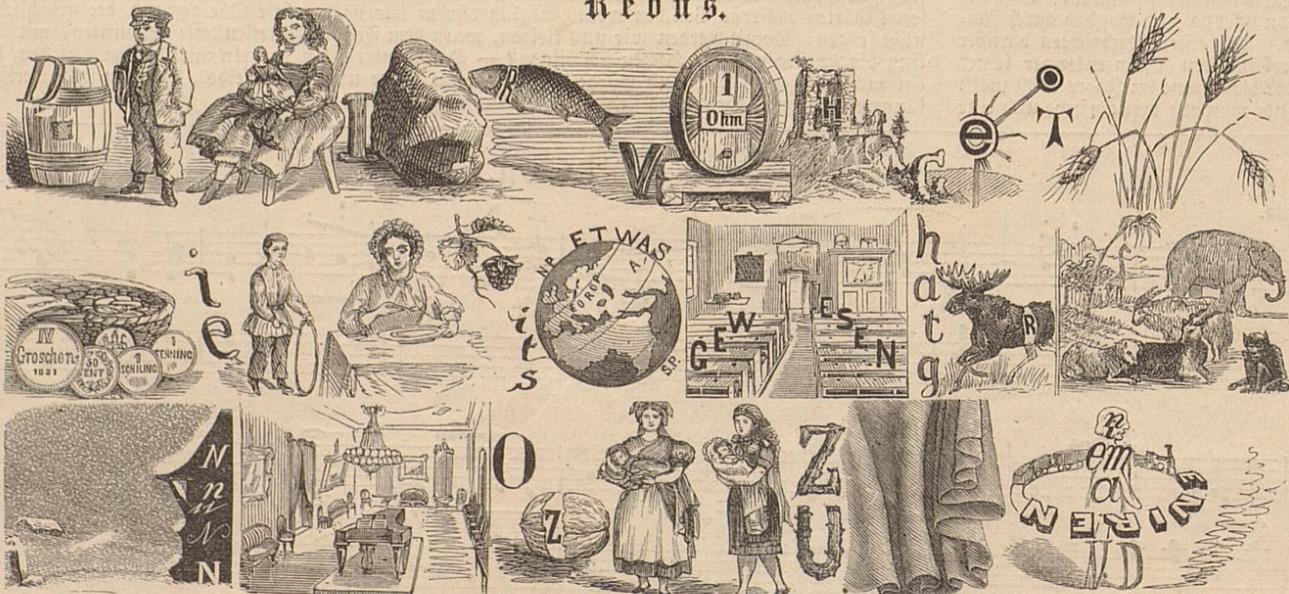


Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Buchstaben-Räthsel.

Mit „a“ bin ich die Last, Die manchen Wagen bricht; Mit „u“ beug' ich den Ast, Der unter mir sich bückt.

Rebus.



Correspondenz.

Hrn. B. G. in Schlesien. Da Ihr Freund des schlesischen Dialectes...

Hr. J. in K. Ihre Beiträge werden uns sehr willkommen sein, wir bitten...

Hr. A. in L. Wie? Sie scheuen vor Senfpflaster, vor einem echten...

Hr. C. A. in C. Steinkohlen näßt man mit Vortheil dann, wenn die...

Hr. A. L. in B. verweisen wir auf die vielen prächtigen Coiffuren in...

Zwei Verehrerinnen des Bazar. Nur noch ein klein wenig Geduld...

Hr. Louise L. in G. Unmöglich.

Mlle. S. a. B. Essayez la coiffure à l'Impératrice, page 41, avec des...

Hrn. B. K. Ein derartiges Journal ist uns nicht bekannt.

Hr. Flora L. in C. Die in nächster Zeit erscheinende „Wäschenummer“...

Hr. S. M. in R. Auf Seite 41 finden Sie die ersuchte Coiffure nebst...

Hr. M. K. in T. Wir halten den Schnitt des Talmas „Blanchette“...

Hr. St. in Vd. Man trägt die Pelztragen in diesem Winter nicht sehr...

Mlle. H. de M. Le patron promis a paru (voir page 349), paletot Comet...

Eine Abonnentin in H. und Hr. v. B. Ihre Briefe kamen zu spät.

Kritische Correspondenz. Hr. B. B. in W. Wir haben Ihre...

Hr. St. in B. für seine Mittheilung, welche uns in der That eine sehr...

Hr. C. H. in Galax. werden am Sichersten und Schnellsten bedient werden, wenn Sie die...

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.

Hr. J. in E. in C. in C.